



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

Wenn jemand eine Reise tut

---



## Wenn jemand eine Reise tut von Schw. Aquilina, Triashill

**I**m Mai erwarteten wir eine Hilfe für die Schule, eine junge Schwester vom Mutterhause Heilig Blut. Da zu gleicher Zeit einige Schwestern nach Natal fuhren, so hatte sie Reisebegleitung bis dahin. Von da mußte sie allein weiter fahren bis zur Hafensstadt Beira, wo ich sie abholen wollte. Die „Wangoni“ sollte Montag, 22. Mai, in Beira ankommen, somit nahm ich den Sonntagszug von Rufapi aus.

Daß es Sonntag war, sah ich bald an der Bahn. Alles war totenstill, während sonst Weiß und Schwarz im bunten Treiben durcheinander rennt. Schon sollte der Zug einlaufen, aber kein Stationsvorsteher war da, um Billete auszugeben. Wie das Dampfroß ächzend herankam, stieg ich eben ohne Billet ein. Gleich kam auch der Schaffner und sein schwarzer Gehilfe, um meinen Koffer in Empfang zu nehmen und mir einen Platz anzuweisen, ein halbes Abteil für mich allein. Bekanntlich sind die Engländer Ordensschwestern gegenüber sehr entgegenkommend und taktvoll.

Als ich mir meinen Platz anschaute, fand ich ihn doch nicht so angenehm, weil ich rückwärts fahren mußte. Der Schaffner meinte, ich könne ruhig einen andern Platz nehmen, so lange er selbst am Zuge sei.

Nun verlangte er mein Billet zu sehen. Ich gab ihm den Schein für Preisermäßigung, weil mir als Lehrerin halbe Fahrt zustand. In seinen Akten aber war nichts zu finden. So mußte ich einige Stationen warten bis zu einer größeren Haltestelle, wo er mir das Billet besorgte.

Obwohl der Zug durch herrliche Berge und Landschaften fuhr, so gab es doch für mich nicht viel Neues zu sehen. Deshalb zog ich vor, in der Zeit, da ich allein war, meine Gebete zu verrichten.

Etwa zehn Meilen vor Umtali, der Grenzstation zwischen englischen und portugiesischem Gebiet, kam der Schaffner und sagte: „Gehen Sie bitte jetzt in das Abteil, wo ihr Name angeschlagen ist; denn wir verlassen jetzt den Zug; der neue Schaffner wird Sie gewiß hier mit andern Passagieren zusammen setzen, und Sie ziehen doch wohl vor, die Nacht allein zu sein.“

Selbstverständlich nahm ich seinen Rat dankend an, und meinen Koffer als Sitz benutzend, ging es auf Umtali zu. Hier hatte der Zug  $1\frac{3}{4}$  Stunden Aufenthalt, um mit dem Personal, welches mit dem Zuge von Beira eintraf, zu wechseln.

Als bald kam auch ein Zollbeamter, der aber ohne viele Schwierigkeiten seinen Stempel auf den Koffer klebte und abzog.



Es war halb sechs Uhr abends, als ich in Umtali ankam, und ich war froh, als es um sieben ein viertel Uhr weiter ging.

Noch war ich keine zehn Meilen gefahren, als auch schon der portugiesische Schaffner sich vorstellte und mich also auf-forderte: „Schwester, Siwerden wohl dies Abteil verlassen und sich zu anderen Passagieren setzen müssen.“ Auf meine Frage, aus welchem Grunde, meinte er: „Sie denken doch wohl nicht, daß Sie dies Abteil allein behalten können, ich erwarte doch mehr Leute.“

„Nun ja,“ sagte ich kurz, „wo erwarten Sie dieselben? Falls Sie keinen Platz haben, bin ich ja bereit, das Abteil mit andern zu teilen.“ Villa Pery, wo die Passagiere zu erwarten waren, ist aber achtzig Meilen von Umtali entfernt. Somit hatte ich noch Zeit, mich anders anzurichten, und ich beschloß, mich erst einmal ein paar Stunden schlafen zu legen.

Doch da hämmerte schon wieder jemand an der Tür. „Haben Sie zollpflichtige Sachen?“ „Nein, ist ja schon nachgesehen.“ „Wo, wie, was haben Sie, ich muß es sehen.“ Nun ja, zu dem Stempel kam jetzt noch eine Kreidemarke hinzu, und nun hoffte ich, doch Ruhe zu haben, und löschte das Licht aus. Aber kaum waren zehn Minuten vergangen, als wieder so ein Zoll-beamter daherkam, diesmal mit einer langen Liste, auf welcher man alles verzeichnen sollte, was man etwa an zollpflichtigen Gegenständen bei sich trüge. Ich weigerte mich, etwas anzu-merken und sagte dem Diener des Gesetzes, ich reise nur nach Beira, um eine Schwester abzuholen, und würde gleich nach Rhodesia zurückfahren, habe also nur Sachen für persönliche Bedürfnisse.

Nun war die Zeit schon ziemlich vorangeschritten. Falls wirklich in Villa Pery Passagiere hereinkommen würden, war es wohl das beste, sich gemütlich in eine Ecke zu setzen. Um 11½ Uhr kam die Station in Sicht, die im Gegensatz zu den kleinen Haltestellen tageshell beleuchtet war. Reisende sah ich nicht und so blieb ich denn wieder allein. Leider mußte ich nun die schönste Strecke der Reise in finstrier Nacht machen und konnte weder die herrlichen Urwälder Amatongas noch die prachtvollen Palmen sehen.

Um 4¼ Uhr passierten wir den großen Pungwe-Fluß, mit der Station Ponte de Pungwe, aber es war noch zu dunkel, um die herrliche Vegetation an dem Flusse bewundern zu können.

Nun waren wir noch vierzig Meilen von Beira, der großen Hafenstadt von „Portugise East Africa“, entfernt, und man merkte, daß man in eine ganz andere Welt kam. Sie lag 6000 Fuß niedriger als unsere Mission, Triashill. Der feuchte Nebel des Morgens verkündete die Nähe der See. Prachtvolle Palmbäume, besonders Fächerpalmen, wurden immer häu-



figer. Kraale oder europäische Ansiedlungen waren keine zu sehen, wahrscheinlich wegen des mörderischen Klimas und auch wegen der Tsetse-Fliege, durch welche man kein Rindvieh halten kann. Erst einige Meilen vor Beira hören die Urwälder auf, und man sieht große Weiden. Je näher man aber der Stadt kommt, desto mehr Sand zeigt sich dem Auge, Sand und nur Sand. Nur die Kokospalmen fehlen fast bei keinem Hause. Die Früchte sitzen dichtgedrängt um den schlanken Stamm, in einer Höhe von 15 bis 25 Fuß, und sind mit einer Krone Palmenblätter überschattet. Sieben Uhr früh lief der Zug in Beira ein, und bald sah ich die weißen Schleier zweier Franziskanerinnen, die gekommen waren, mich in Empfang zu nehmen. Von diesen erfuhr ich, daß die Wangoni in einer halben Stunde einfahren würde, und so gingen wir gleich zum Hafen.

Spiegelglatt dehnte sich das Meer vor uns aus, ein herrlicher Anblick. Mehrere Schiffe und Boote lagen bereits im Hafen, und von weitem sah man die deutsche Wangoni auf ihr Ziel lossteuern. Bald wurde der Klang der Musikkapelle vernehmbar, und an Bord standen schon die Lotsen, um beim Ankern behilflich zu sein.

Alles ging auf Kommando, die Anker rasselten, die schweren Schiffseile wurden befestigt und die Schiffsbrücke gelöst. Raum war dieselbe angelegt, als vom Land alles hinauffströmte.

Wir schlossen uns an. Da ich aber keine Schwester auf Deck sah, fragte ich den ersten Matrosen in Deutsch, ob keine Schwester an Bord sei. Dieser schien, infolge der unerwarteten Anrede, wie aus den Wolken gefallen, so daß er meine Frage nicht verstand. Ein Nebestehender meinte lachend: „Ja, sie wird noch in der Kabine sein.“

Während ich die Treppe hinunterschaue, fühle ich mich plötzlich von rückwärts erfaßt, und wie ich mich höchst erstaunt umschaute, sah ich eine Missionsärztin, welche einige Zeit in der Mission bei uns tätig gewesen war. Sie freute sich sichtlich, mich so überrumpelt zu haben.

Bald konnte ich die so sehnlichst erwartete Schwester begrüßen, und mit innigem Dank gegen Gott für die glückliche Schifffahrt begaben wir uns zum Landungsplaz. Einer der Matrosen verwandte sich für die Schwester beim Kapitän, und so durften wir vor den andern Passagieren das Schiff verlassen.

Wir gingen nun zuerst zum Konvent der Franziskanerinnen, um Frühstück zu nehmen. Dann begleiteten uns wieder zwei Schwestern zum Zollamt und Einwanderungsbüro, dann zum Agenten. Endlich waren alle Pässe in Ordnung. Abends sechs Uhr verließ der Zug Beira wieder, und nun ging es zurück nach Rhodesia.

Wie wir einige Meilen gefahren waren, kam der Schaffner



herein und verlangte die Pässe. Alles in Ordnung. Dann forderte er die Billets. Angeschaut, geknipst und fort. Nach kaum fünf Minuten kam er zurück: „Dürfte ich nochmal Ihr Billet sehen?“ Wie ich es ihm zeigte, machte er eine Miene wie ein Scharfrichter und sagte: „Sie fahren auf einem falschen Billet.“ Die Sache kam mir lächerlich vor, und ich fragte ganz trocken: „Wieso?“ „Sie haben ein Rhodesian-Concession-Billet, dasselbe ist aber erst nach einer Woche gültig.“

„Und was für ein Unterschied besteht denn darin, wenn ich heute mit der Bahn fahre oder nächste Woche?“ „Einfach Gesetz“, war die Antwort. „Sie haben sich ein anderes Billet zu lösen.“

„Aber wovon? Wenn es aber sein muß, werde ich mich an das Rhodesianische Departement wenden.“

„Ich vermute, Sie haben kein Geld.“

„Das stimmt, soviel Geld habe ich nicht bei mir. Was wollen Sie denn jetzt mit mir machen? Sie werden mich doch wohl nicht in der Nacht hinaussetzen wollen?“ Meine Begleiterin zitterte vor Herzklopfen.

„Nein, ich kann Sie nicht aussetzen, Sie können im Zug bleiben bis morgen früh, aber Ihr Billet behalte ich“, war die lakonische Antwort. „Ganz recht so, gute Nacht“, und der Schaffner verschwand.

Meine liebe Mitschwester meinte ängstlich: „Was wird das wohl morgen geben?“ „O“, sagte ich, „nur keine Bange; denn sollte man mich wirklich zwingen, die Fahrt zu bezahlen, so werde ich das Geld später schon zurückerhalten.“

Eben wollten wir uns nach dem Schrecken für die Nacht einrichten, da kommt schon wieder ein Gerappel. Es war wieder derselbe Schaffner. Was wollte er nur? „Da haben sie Ihr Billet wieder. Sie haben es ja in Rhodesia gelöst, da soll Rhodesia die Sache regeln, denn dann geht mich dieselbe nichts an.“ Mit dem Gedanken: „Warum hat man das nicht eher gewußt“, steckte ich mein Billet ein. Ohne Störung fuhren wir die ganze Nacht bis zur Zollstation vor Umtali. Diesmal wurden nicht viel Umstände gemacht, da es nach Rhodesia ging.

Wie in Umtali das Personal gewechselt wurde, kam der frühere Schaffner gleich zu uns herein und fragte lächelnd: „Haben Sie die Bahn heute betrogen? Nur keine Sorgen!“ Gewiß hatte der andere Beamte ihm schon die Sache erzählt und in ein schlimmes Licht gestellt.

Wie er bald darauf kam, uns eine Tasse Kaffee hereinbringend, lachte meine Begleiterin erleichtert auf, froh, daß alles so gut verlaufen war.

Um 6 $\frac{1}{2}$  Uhr waren wir in Umtali angekommen, gegen 11 $\frac{1}{2}$  Uhr lief der Zug in Rusapi ein, wo wir den Superior der Monte-Cassino-Mission trafen. Er fuhr mit seinem Auto



nach der letzten Bahnstation Macheke, wo er vor dem Zug ankam, um uns zur Mission zu bringen.

Wie ich am Donnerstag schon wieder in Triashill ankam, glaubte man, ich sei gar nicht nach Beira gewesen.

Eine Reise, die früher mit Ochsenwagen über Stock und Stein, über Berg und Tal, zwei Monate und noch länger dauerte, kann jetzt in zwei bis drei Tagen zurückgelegt werden.

Wir können noch viele Helfer und Helferinnen in der Mission gebrauchen, und ich würde mich freuen, ein anderes Mal ein halbes Duzend Schwestern abholen zu dürfen für das Sonnenland Rhodesia.

✻

## Wenn wir bau'n

Herr, wenn wir Städte bau'n aus Nichtigkeiten  
Und geh'n dir weit und fremd und stolz vorbei  
Und leben ganz, als ob für Ewigkeiten  
Der flücht'ge Atem uns gegeben sei:

Dann lächelst du, ein Lächeln mild und leise,  
Denn du kannst warten, bis wir müde sind,  
Ganz müde von der unruhvollen Reise  
Und heimverlangend, gläubig wie ein Kind!

✻

## Aus dem Mutterhaus

**A**m 23. November nahm der deutsche Dampfer „Njassa“ acht junge Missionarinnen auf. Schwester M. Raymunda Hector und Schwester M. Benita Bonnesatz verlassen ihn am Kap der guten Hoffnung in Kapstadt; von dort aus geht es per Bahn nach Bulawayo und dann noch weiter landeinwärts zu einer Neugründung am Zambesi, wovon wir unsern lieben Lesern früher schon bereits einiges mitteilten. Schwester M. Protasia Fick, Schwester Irenata Hütten, Schwester M. Valeris Faulhaber und Schwester M. Bertilla Kempe landen an der Ostküste in Durban, um sich von da aus nach Mariannahill zu begeben. In diesem großen Missionsreich finden sie Arbeit in Hülle und Fülle. Schwester M. Ermenfrieda Reichertz und Schwester M. Dietlinda Faulhaber sind die letzten zwei, welche erst in Lourenco-Marques das Schiff verlassen. Unsere dortigen Schwestern warten schon mit Sehnsucht auf diese beiden jugendlichen Mitarbeiterinnen.

Wir wünschen allen eine glückliche Fahrt, besonders aber ein recht segensreiches und fruchtbares Wirken zur Ehre Gottes und zur Ausbreitung seines Reiches!